



Vorab-Leseprobe

- unkorrigiert -

TURN DOWN

the Lights

ERZÄHLUNGEN VON:
CLIVE BARKER
BRIAN JAMES FREEMAN
ED GORMAN
RONALD KELLY
JACK KETCHUM
STEPHEN KING
BENTLEY LITTLE
NORMAN PARTRIDGE
PETER STRAUB
STEVE RASNIC TEM

HERAUSGEGEBEN VON RICHARD CHIZMAR

Herausgeber: Richard Chizmar

Turn Down The Lights

Vorab-Leseprobe

- unkorrigiert -

Bitte schauen Sie regelmäßig auf unserer Webseite www.buchheim-verlag.de
und dem Link zu dieser Vorab-Leseprobe vorbei.

Dieses Dokument wird aktualisiert werden.

Auszug aus:

Brian James Freeman

Augenblicks-Ewigkeit

„Dem Leben fehlt Zeit zu langer Betrübnis,
Doch dies, dies ist außer dem Leben, außer der Zeit!

Augenblicks-Ewigkeit: Untat, Mordtat!“

T.S. Eliot, *Mord im Dom*

Als Stephen das kleine Mädchen bemerkte, das sich im Eingang des maroden Hauses versteckte, dachte er spontan, seine Tochter wäre von zuhause ausgerissen.

Die Vorstellung schien absurd. Rebecca befand sich sicher und wohlbehütet daheim, auf der anderen Seite der Welt, weit weg von dieser kriegsgeschundenen Ödnis. Sie war nicht an Bord des endlosen militärischen Übersee-Transportflugs gewesen, und mit Sicherheit hielt sie sich weder in einem der Hotels der Grünen Zone auf, noch flog sie in weißen UNO-Hubschraubern

herum, um auf potenziell berichtenswerte Neuigkeiten und Geschichten zu stoßen.

Doch so seltsam dieser erste flüchtige Gedanke auch war: Die Erkenntnis, dass jemand – irgendjemand – sie beobachtete, schien ebenso abwegig.

Eigentlich sollte sich keine Menschenseele in dieser verlassenen Stadt aufhalten. Die eskortierten Reporter, Fotografen und Kameramänner trugen vom Mediengemeinschaftsteam der UNO zur Verfügung gestellte Schutzmasken aus Papier, und sie würden nicht lange vor Ort bleiben. Als die Hubschrauber auf dem Hinflug ihre Kreise über dem Gebiet gezogen hatten, waren keinerlei Anzeichen irgendwelcher Zivilisten zu erkennen gewesen, und sie rechneten nicht damit, auf dem Rückflug jemanden zu sehen. Nur die Verrückten und Kranken lebten noch hier. Die wenigen Einheimischen, die sich ins Tal getraut hatten, nannten diesen Ort „die Hände des Teufels“. In denen fand man sich wieder, falls man zu lange blieb, so sagten sie.

Stephen trug seine Kamera, einsatzbereit für jedwede spontane Aufnahme, die sich von einem Augenblick zum anderen ergeben könnte, und er lief neben Rick McDuff, dem Journalisten, mit welchem er bei diesem Auftrag zusammenarbeitete. Die beiden hingen dem Rest der Gruppe ein Stück hinterher, sprachen hin und wieder leise miteinander, beobachteten aufmerksam ihre Umgebung und notierten sich Stichworte zu Dingen, die von Interesse waren, mögliche Quellen für Geschichten, die anderen entgingen.

Rick besaß einen phänomenalen Instinkt für ungewöhnliche Aufhänger, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu erregen. Seine Karriere reichte bis Vietnam zurück, und nichts brachte ihn mehr aus der Fassung. Stephen wünschte, er könnte das Gleiche

von sich behaupten, doch er war bloß ein autodidaktischer Fotograf bei seinem ersten Einsatz außerhalb seiner Heimatstadt, dem Ricks Mut und dickes Fell fehlten, wenn es um grässliche Szenen ging.

Stephen musste zweimal hinschauen, als ihm das kleine Mädchen auffiel. Sie tauchte im Türrahmen des zerfallenen Hauses auf, nachdem die anderen Berichterstatter vorbeigegangen waren, und ihre zaghaft-stockenden Bewegungen sprangen Stephen ins Auge. Ihr skelettartiger Körper war in ein schmutziges und zerlumptes Kleid gehüllt. Ihre Haut war bleich, und ihre Augen sehr blau.

„Rick, sieh mal“, sagte Stephen und deutete in die entsprechende Richtung, als das Mädchen sich in den Schutthaufen zurückduckte, der einmal ein Heim gewesen war.

„Das Haus?“

„Nein, das kleine Mädchen.“

„Ich sehe niemanden“, sagte Rick. Sein Blick ruhte kurz auf Stephen und wanderte dann wieder zurück zu der leeren, Ruine. „Die haben doch alles durchsucht, um sicherzustellen, dass die Gegend sauber ist.“

Stephen erwiderte nichts, betrachtete das Haus jedoch eingehend, als sie daran vorbeiliefen. Er konnte keinerlei Anzeichen von Bewegung erkennen oder dafür, dass die Ruine bewohnt war. Es gab überhaupt gar keine Hinweise auf irgendwelche Spuren von Leben.

Die Ebene zog sich um etwas, das einst eine blühende Gemeinde von eintausend Menschen gewesen war. In der Nähe am Fluss lag das verfallene Atomkraftwerk, das heutige Zielobjekt des Medienbesuches. Das Wasser warf das Licht der Sommersonne zurück, und Hitzewellen flimmerten über dem Asphalt, der von

den befestigten Straßen übriggeblieben war. Eine große Menge des Waldes wuchs nach und eroberte alles zurück, was möglich war, doch es gab nach wie vor großflächige Landstriche, die vom gewaltigen Flächenbombardement, mit dem die Regierung die Rebellenarmee angegriffen hatte, vernarbt blieben.

Vier UNO-Frachthubschrauber waren nötig gewesen, um die Berichterstatter für die heute anstehende Serie von veröffentlichungstauglichen Nachrichten-Storys zu transportieren, und diese Stadt war die letzte Station auf ihrer Tour. Bisläng hatten sie ein überfülltes Flüchtlingslager, eine während des Krieges in eine Militärkommandozentrale umfunktionierte Motorradfabrik und eine Wasseraufbereitungsanlage, die von einer der zahlreichen Rebellen-Splittergruppen zurück in die Steinzeit gebombt worden war, besucht.

In Stephens Beruf spielte Konkurrenz nun mal eine große Rolle. Auch wenn man hunderte oder gar tausende digitaler Fotos pro Tag schoss, war es schwer, eine wirklich originelle Aufnahme einzufangen -, aber er hasste die Art und Weise, wie seine Kollegen sich bei diesen Schauplatzvisiten verhielten, als wären sie eine Gruppe von Touristen auf Urlaubsreise. Seine Anwesenheit in diesem grässlichen Ödland brachte Stephen an die Grenze des Erträglichen.

Wann immer er seine Augen schloss, sah er die von Narben übersäten Kinderkörper, die von den Bombardierungen verbrannt worden waren; er sah trauernde Witwen; er sah Häuser, die niemals wieder bewohnt sein würden; er sah Männer und Jungen und Frauen und Mädchen, denen Gliedmaßen fehlten.

Die Leben anderer Menschen hallten wie Geister durch seine Gedanken. Jedes ausgebrannte Autowrack in der Mitte einer

Straße erzählte eine Geschichte. Jedes eingestürzte Gebäude. Jedes vermodernde Skelett auf einem von Kampfspuren gezeichneten Gehsteig. Jede behelfsmäßige Grabstätte.

Stephen wusste, dass er sich eigentlich von solchen Dingen nicht gefühlsmäßig leiten lassen sollte - das war schlicht sein Job, sein Geschäft, seine Aufgabe -, doch die Gräuel hatten begonnen, ihn des Nachts heimsuchen. Manchmal, während der allerschlimmsten Albträume, konnte er nicht einmal sagen, ob er wach war oder schlief.

Als Stephen ein Teenager gewesen war, hatte sein Vater ihm erklärt, der Tod sei in Wirklichkeit ein einziger Augenblick der Ewigkeit, und in jenem Moment könne man nichts anderes tun, als sich in sein Schicksal zu fügen. Wenn deine Zeit gekommen sei, sei sie eben gekommen. Damals hatte Stephen seinen Vater für überaus melodramatisch gehalten, aber jetzt dachte er gänzlich anders darüber.

Terror und Tod herrschten überall um ihn herum, unentwegt, ganz gleich, ob er seine Augen offen oder geschlossen hielt, und er wünschte sich nur noch, nach Hause zu seiner Familie zurückzukehren und dieses Land der Vernichtung für alle Ewigkeit hinter sich zu lassen.

Obwohl er sich so gut wie jeden Abend per Internet-Video-Chat mit Tracy und Rebecca unterhalten konnte, war das nicht das Gleiche, es war nicht genug. Er sehnte sich danach, an all den wichtigen Augenblicken in ihrem Leben, die er verpasste, unmittelbar Anteil zu nehmen. Er wollte sie wieder in den Armen halten. Er wollte sie nicht wieder loslassen, niemals mehr.

Tatsächlich würde Stephen sich bald auf den Heimweg begeben. Zwischen den Rebellen und der Regierung war ein vorübergehender Waffenstillstand unterzeichnet worden, weshalb

seine Aufgaben vor Ort fast beendet waren. Hinzu kam, dass die Leserschaft das Interesse verlor. Artikel über die Folgen des Krieges und die Mühen des Wiederaufbaus erzielten auf der Website der Zeitung längst nicht mehr so viele Zugriffe wie andere Stoffe.

Auszug aus:

Bentley Little

Im Zimmer

„Im Zimmer vollführe ich meinen Tanz.“

Die Worte, ein Flüstern, wurden im Schlaf zu mir gesprochen, von meinem Vater.

Am nächsten Morgen war er weg.

*

Ich war zehn Jahre alt, als mein Vater uns verließ. Er erzählte niemandem, dass er fortgehen wollte, rief danach nicht an, schickte uns nicht einmal einen Brief. Wir wachten einfach eines Morgens auf, und er war nicht mehr da. Zunächst hatten wir keine Ahnung, ob er umgebracht oder entführt worden war, ob Außerirdische ihn verschleppt oder man ihn ins Zeugenschutzprogramm aufgenommen hatte. Doch als Mom uns sagte, er habe seine Kleidung und seine liebsten CDs eingepackt, als sie einen oder zwei Tage später rausfand, dass er Geld vom Konto abgeboben hatte (wenn auch nicht alles), als sie erfuhr,

dass er seinen Job gekündigt hatte *und* das auch noch zum Ablauf von zwei Wochen - anders ausgedrückt: als ihr dämmerte, dass er das Ganze *geplant* hatte -, setzte sie sich mit uns hin und erklärte auf ihre direkte, nüchterne Art: „Euer Vater hat seine Familie verlassen.“

Sie sprach nie wieder von ihm, und sobald entweder Clara oder ich ihn erwähnten, wechselte sie unverzüglich das Thema.

Trotz des verbitterten Hasses, den Mom offensichtlich für unseren Vater empfand, erlaubte sie meiner Schwester und mir, jeweils ein Bild von ihm in unseren Zimmern zu behalten. Andere Bilder von ihm gab es im Haus nicht - jedes Foto, das meine Eltern als Ehepaar zeigte, war abgehängt und weggeräumt worden -, aber ich hatte eines auf meiner Kommode stehen, auf dem mich mein Dad vor dem Matterhorn in Disneyland auf den Schultern trug. Bei der Aufnahme war ich ungefähr fünf Jahre alt gewesen. Clara hatte ein gerahmtes Foto an ihre Wand gehängt, das zeigte, wie Dad ihr half, am Strand eine Sandburg zu bauen. Ich weiß nicht, wie es bei Clara ist, denn wir redeten nie darüber, doch im Verlauf der Jahre begann ich, Kleinigkeiten bezüglich meines Vaters zu vergessen: die Schuhmodelle, die er trug, sein Lachen, seine Lieblingspeisen. Dem Bild, das in meinem Kopf von ihm existierte, kamen nach und nach Teile abhanden. Es war nicht länger vollständig.

Das Einzige, das mir gestochen scharf im Gedächtnis blieb, waren jene in der Nacht geflüsterten letzten Worte, die er zu mir gesprochen hatte und die ich einem Traum eingefügt hatte: „Im Zimmer vollführe ich meinen Tanz.“

*

Ich war Schüler im dritten Highschool-Jahr, als mich Liz Nguyen fragte, ob ich mit ihr zum Sadie-Hawkins-Tanz ginge. Ich war verknallt in sie und mir ziemlich sicher, dass sie mich auch mochte, aber diese Einladung zum Date bestätigte es schließlich. Ich konnte nicht tanzen. Ich schämte mich, meine Unzulänglichkeit zuzugeben, hielt es jedoch für besser, Liz reinen Wein einzuschenken, gestand es ihr und gab ihr damit die Chance für einen Rückzieher.

Sie lachte. „Glaubst du etwa, ich wäre eine tolle Tänzerin? Ich gehe auch nicht jeden Abend aus. Ich meine, schau mich an.“

Das tat ich. Es stimmte, sie entsprach keineswegs dem Typ des trinkfreudigen Party-Girls in knallengen Jeans, das zum Tanzen ausging, anstatt zu lernen, doch von mir aus gesehen war sie wunderschön. Schlank, niedlich, schlau und belesen, aber nicht auf die streberhaft-kauzige Art – mir schien sie viel attraktiver als alle anderen Mädchen aus meiner Jahrgangsstufe.

Nichtsdestotrotz wusste sie augenscheinlich sehr wohl, wie man tanzte. Wenigstens ein bisschen.

Ich wusste das nicht.

Das sagte ich ihr auch, und sie lachte erneut. Mein peinliches Unbehagen schien ihr eher liebenswert als beschämend zu sein. „Ich werde dir helfen“, sagte sie. „Wir können in meinem Schlafzimmer üben.“

„Im Zimmer vollführe ich meinen Tanz.“

Der Gedanke ließ mich leicht frösteln, und ich erschauerte. „Übst du ... oft Tanzen in deinem Zimmer?“, fragte ich.

„Na klar“, antwortete sie. „Auf diese Weise kann ich mich dabei im Spiegel betrachten und sehen, was für eine Figur ich

abgebe. So kann ich korrigieren, was ich falsch mache“, fügte sie rasch hinzu. „Nicht um mich, du weißt schon, zu *bewundern* oder so.“

Ich lächelte.

„Ich meine es ernst!“ Sie gab mir einen Klaps auf die Schulter.

„In Ordnung“, willigte ich ein. „Wir können üben.“

Entgegen ihrer Bescheidenheit war Liz tatsächlich eine ziemlich gute Tänzerin, und in der folgende Woche verbrachten wir jeden Nachmittag etwa eine Stunde damit, die einfachsten Grundschrirte zu proben. Trotz meiner Ungeschicklichkeit schaffte sie es, mir einen langsamen Tanz beizubringen, bei dem ich im Grunde nichts anderes zu tun hatte, als mich ein bisschen von links nach rechts zu wiegen und dabei ihre Hände zu halten, und sie lehrte mich außerdem etwas schnellere Tanzschritte für die flotteren Stücke, was so aussah, dass ich mit angelegten Armen auf der Stelle stand und gewisse ... Leibesübungen exerzierte.

In der Woche darauf, der Woche vor der Tanzveranstaltung, liefen wir einander kurz in den Hörsälen und Aulen über den Weg und telefonierten ein paarmal, aber für uns beide standen Zwischenprüfungen und eine Menge Hausaufgaben an, sodass wir nicht zum Üben kamen, obwohl ich es hin und wieder vor meinem eigenen Spiegel versuchte und den Eindruck gewann, gar nicht so furchtbar schlecht auszusehen. Immerhin ging ich nicht länger davon aus, mich komplett zu blamieren.

Der Sadie-Hawkins-Day fiel auf einen Freitag, und der Ball fand an jenem Abend im Turnsaal statt. Der Tradition gemäß würde *sie mich* abholen. Sie hatte darüber hinaus die Karten für die Veranstaltung gekauft und kam mit einer Ansteckblume, die

sie mir mit einer Nadel an mein Hemd heftete. Ohne den Vorwand des Tanztrainings sahen wir uns gezwungen, ein richtiges Gespräch miteinander zu führen, und während der Hinfahrt eierte ich herum und versuchte erfolglos, mir ein Gesprächsthema einfallen zu lassen, das für mehr als nur ein paar kümmerliche Sätze taugte. Liz war in oberflächlicher Konversation nicht viel besser, doch sie hatte etwas Selbstbeherrschtes an sich, eine Ausgeglichenheit, eine innere Ruhe, die ich noch nie zuvor erlebt hatte und dank der ich mich wie ein linkischer Vollidiot fühlte. Ich hatte einige Tage nicht mehr mit ihr geredet und fragte aus schierer Verzweiflung: „Was hast du gestern gemacht?“ Mir war klar, dass sie wahrscheinlich einfach zur Schule und danach nach Hause gegangen war, so wie ich, und ich versuchte mich gerade an einer sinnvolleren Folgefrage, als sie antwortete.

„Im Zimmer“, sprach sie, „vollführe ich meinen Tanz.“

Ich erstarrte. Es war genau das, was mein Vater all die Jahre zuvor gesagt hatte, und die Worte ließen mein Herz pochen.